

51]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

(Schluß.)

Batschka befand sich immer schlechter. Er war schwer krank und lag eine Woche im Fieber, ohne etwas von der Welt zu wissen. Als er wieder zu sich kam, fühlte er einen gewaltigen Zustrom von Leben und Kraft. Er sprach sehr laut, schimpfte mit der Frau, führte drohende Reden.

Indessen mißlang der Streik. Eine Masse Leute wurde wieder verhaftet, und der Rest bettelte bei den Meistern um Arbeit, indem sie sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Batschka verlangte nach der Arbeit zu essen, aber im Hause war nichts da.

„Ich habe gewartet, bis Du aufstehst, damit ich die Kissen in die Pfandleihe bringen kann. Es wird für einige Tage reichen.“

„Und hast nichts getan?“

„Was sollte ich tun? Dreimal war ich bei unserem Prinzipal. Er hat mich jedesmal hinausgejagt. Für mich, sagte er, arbeiten jetzt nur neue Leute — ich habe genug Schererei mit Euch gehabt. Daß ihn die Pest . . .“

„Und sonstwo?“

„Überall wird man fortgejagt. Sie lachen einen nur aus. Die Welt geht unter.“

„Und bei den Juden warst Du?“

„Überall dasselbe. Sängen wir uns auf, Thomas. Wir versehen das Kissen, kaufen uns Schnaps, trinken jeder eine Flasche, und dann mag uns der Teufel . . .“

„Du bist dumm! So ohne weiteres gehe ich nicht aus der Welt.“

„Wenn Du klüger bist — nun, so sieh doch zu!“

Die Alte trug das Polster ins Verjaktamt; Batschka blieb zurück und „dachte nach“. Er dachte auch darüber nach, wohin bloß Rewilak verschwunden sein mochte. Im Fieber fühlte er sich sehr kräftig, konnte aber kaum ein Bein bewegen. Er wusch sich, zog sich an, wobei er fortwährend vor sich hin brummte. Er ging eine Viertelstunde lang im Zimmer hin und her, blieb schwer aufhustend stehen. Er stand lange da und blickte durchs Fenster auf die Türme der Kathedrale und auf die Dächer. Zu den Augen brannte das Fieber, und unklare Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er wußte was er wollte, jedoch nicht, was er zu tun hatte. Von Zeit zu Zeit wurde er schwach. Er sah aufs Bett und bekam Lust, sich wieder hinzulegen, sich nach der Wand zu drehen, sich die Decke über den Kopf zu ziehen, mochte dann geschehen, was wollte. . . . Aber er wußte, daß, sobald er sich wieder hinlegte, er nie mehr aufstehen würde. Er fürchtete den Tod, obwohl er ihn inbrünstig herbeisehnte. Dann stand er vor dem zerschlagenen Spiegelchen und kämpte noch einmal seine grauen Strähnen. Darauf goß er dem Kanarienvogel etwas Wasser zu, kniete vor den Heiligenbildern, bekreuzigte sich und begann zu beten. Doch kaum war er zum Ave-Maria gelangt, als er sich erhob und das Fenster öffnete, denn die schlechte Luft preßte ihm die Brust zusammen. Er wußte, daß er noch etwas sehr Wichtiges zu tun hatte, das er nicht so sehr vergaß, vielmehr immer wieder verschob. Aber erinnerte er sich, daß die Frau jeden Augenblick zurückkommen konnte, beeilte sich deshalb und verließ die Wohnung.

Zusammengekrümmt, bleich wie ein Schatten, schlüpfte er sich durch die Gassen. Er blieb oft stehen, lehnte sich an eine Mauer und ruhte, schwer atmend, aus. Einige Male packte ihn der Husten so arg, daß er fast die Seele aushauchte. Endlich gelangte er an seinen Bestimmungsort. Im Magazin des Herrn Polopowicz wurden gerade neue Scheiben eingesetzt. Die Gläser schleppten mit Mühe die großen Glaskästen herbei, und Leute standen da und gafften. Batschka öffnete vorsichtig die Tür, zog demütig die Mütze ab und blieb mit einem lebenden Blick auf der Schwelle stehen. Der Prinzipal sah hinter seinem Kontortisch und schrieb. Die Gehilfen verachteten den Läftigen hinauszujagen, während Herr Polopowicz von unten her einen Blick hinwarf, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen. Batschka wehrte sich und bat in tiefster

Demut um Verzeihung und um Arbeit. Endlich blickte der Prinzipal gutmütig auf und sagte:

„Nein, lieber Batschka, jetzt ist's genug. Ich habe Euresgleichen schon so weit . . .“

„Wir sterben vor Hunger, Herr . . .“

„Was kann ich dafür? Geh zu den Sozialisten und laß Dir Arbeit geben. Geh, geh mit Gott!“

Batschka stand da, als wollte er noch etwas sagen. Man mußte ja unbedingt etwas sagen, und wären es auch nur drei Worte. Man mußte in diesem Augenblick etwas Passendes ausrufen. Aber die Kiefer klappten ihm zusammen, und eine große Schwäche erfaßte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Rasch nahm er die Biichse aus der Tasche seines Paletots, stürzte zum Kontor, und ohne ein Wort zu sagen, schmetterte er die Bombe dem Prinzipal direkt vor die Füße. Herr Polopowicz fuhr mit den Händen in die Höhe, brüllte und stürzte von seinem hohen Stühlchen herab. Und Batschka, vor Anstrengung und Aufregung bewußtlos, stürzte neben ihn hin und fiel in Ohnmacht.

Die Geduld des toten Werkzeugs hatte sich erschöpft. Das hatten die achtlos lebenden Menschen nicht berechnet. Thomas Batschka kannte die Geschichte der Bombe nicht, wußte nichts von ihrer langen Wanderung.

Vor Feuchtigkeit und Kälte schützte sie ihre dicke eiserne Schale. Vor Erschütterung bewahrte sie die menschliche Vorsicht. Man versteckte sie, hütete sie, daß sie nicht in feindliche Hände gerate. Man tat alles was man konnte.

Eins aber wußten und konnten die alles vermögenden Menschen nicht erraten und nicht wissen, nämlich: was da im Innern geschah, in diesem geheimnisvollen Innern, wo der zerschmetternde Tod lauerte, wo auf einem wie ein Haar dünnen Faden tödlich die ungeheuerliche Explosion aufgehängt war, damit sie jeden Augenblick drohe und zur bestimmten Stunde vernichte, was dem Menschen auf seinem Wege ein Hindernis bereitete. Thomas Batschka, der sich für das ganze benachteiligte Schneidervolk einsetzte, wußte nicht, daß er gleichsam nur mit einem schwachen Stein in der Hand gegen einen mächtigen Feind losgezogen war. Es wußte es auch nicht der fromme biedere Pole, der Herr und Meister Polopowicz, als er ganz unnützlich eine feierliche und teure Totiwafel zum Dank für die wunderbare Errettung stiftete.

Es war durchaus kein Wunder. Das geheimnisvolle Leben der Naturkräfte, das seine Bahn ging, bis es seine Aufgabe vollbrachte, hatte die Gewalt der Bombe gebrochen. Es gingen ihre Bahnen die menschlichen Schicksale, die Zeit verzehrend, die Seelen mordend, Leben vernichtend, Leber schaffend. Es starb die Revolution, es starb die Kraft in der Bombe. Die seelischen Kräfte waren erlahmt, die Waffe fiel aus der Hand. Das war es.

Man brachte den zerschlagenen blutenden Thomas Batschka zur strengen Untersuchung auf die Džbrana. Man holte die Bombe in einem speziellen gepanzerten Fuhrwerk ab und brachte sie vorsichtig fort. In den Artilleriewerkstätten auf Praga betrachteten sie die Sachverständigen, betrachteten sie mit Neugierde die Offiziere.

Alle hätten gern in das geheimnisvolle Innere hineingeblickt. Es wurde lange hin und her geraten, was zu tun sei, um sich auf die sicherste Weise von allem zu überzeugen. Wer kann wissen, was sie erwarteten! Wollten sie das Geheimnis der Revolution herausstellen und sich aneignen? Oder schien es ihnen, daß in dieser eisernen Schale ein ungewöhnliches Rätsel eingeschlossen sei, alles übertreffend, was sie in diesen Zeiten errieten und was ihnen zu überwinden gelungen war?

Es wurde befohlen, die Bombe zu wiegen, zu messen, zu öffnen, auseinanderzunehmen und alles genau zu beschreiben. Der Haufe der Offiziere sah geringschätzig auf die „Schneider“arbeit, lachte, rauchte sorglos Zigaretten in der Nähe der Bombe, welche versagt hatte und nicht explodiert war. Das machte die militärischen Meister kühn. Man setzte die Bombe in einen Schraubstock und fing an, langsam den Deckel abzdrehen. Er widerstand sehr lange, bis nach vieler Anstrengungen die Schraube endlich nachzugeben begann. Der Deckel machte nur eine ganz geringe Drehung, und im gleichen

Augenblick kefen die Meister, die beaufsichtigenden Spezialisten und die neugierig zusehenden Offiziere mit Geschrei aus der Werkstatt. Sie drängten sich in der Türe und fielen heinahe um.

Ein schrecklicher, fressender Geruch erfüllte die Werkstatt — mörderisch und unerträglich war dieser erste Atem der Höllemaschine. Nach langen Beratungen und Ueberlegungen trieb der Offizier die entsetzten Leute aufs neue zur Arbeit an.

Die Zartheit, mit der die erschreckten Soldaten jetzt mit dem unheimlichen Gerät umgingen, läßt sich mit nichts vergleichen. Mit Masken auf den Gesichtern, nasse Schwämme im Munde, trugen sie die Bombe in den Händen, Schritt für Schritt, ganz langsam durch Felder und Wiesen bis zur Weichsel hinab. Dort wurde sie am Ufer niedergelegt, unter der Bewachung von vier Soldaten, die in einem breiten Viereck aufgestellt waren. Neugierig blickten darauf die Fischer aus der Stadt, die am Ufer saßen, die Leute blieben auf dem Wege stehen, und niemand wußte, was es zu bedeuten hatte.

Endlich kam ein Fahrzeug mit Sappuren, und die Arbeit begann. Man nahm einen langen und dicken, mit Kautschuk überzogenen Draht, unwickelte die Bombe, befestigte sie und ließ sie vorsichtig an einer langen Stange in eine tiefe Stelle des Flusses hinab. Man vertrieb die Fischer und zog das Fahrzeug hundert Schritt weit zurück.

„Fertig?“

„Fertig!“

Der Soldat drückte auf einen Knopf. In diesem Augenblick erhob sich über der Oberfläche des Flusses eine hohe Wasserfäule. Das Wasser auf der weiten Fläche geriet in Aufruhr. Die aufgewühlten Wasserkumpen in der Tiefe stürzten nach oben, und eine große Welle ging über den Fluß.

Aus dem Wasser ertönte ein drohender dumpfer Knall — hing über dem Fluß und widerhallte düster, schwer und lange an den hohen Wällen und Mauern der Zitadelle am gegenüberliegenden Ufer.

Er ertönte und verhallte — wie eine Kanonensalve über das frische Grab eines Kämpfers, wie der letzte ferne Widerhall des Gewitters, das schon vorbei ist.

Die Scheiben in den Fenstern des Gefängnisses erkirrten von dem Knall. — und es erwachte aus seinen letzten Gedanken der Verurteilte und horchte lange. . . .

Hans im Glück.

Von E. Buisse.

Der alte Winiedi — „Wojzciech hü!“ riefen die Jungen hinter ihm drein — hat nach einem mühseligen, langen und armen Leben ein letztes Jahr gehabt, in dem nach seiner Meinung alle Götterengel für ihn sangen und pfeifen. Ein Jahr, in dem er belohnt wurde für alle Sorgen, Nöte und Entbehrungen des ganzen Daseins, so daß er selbst nach dem Himmel kein Verlangen mehr trug.

Er war Führmann gewesen in vieler Herren Diensten, Anecht, Straßenherr und weiß Gott, was noch alles. Er hatte gerade immer sein Essen gehabt und sein Biergeld — geblieben war ihm nie ein Pfennig. Als er deshalb alt wurde und keiner ihn mehr brauchen konnte, mußte sich der Ort seiner erbarmen, und auf diese Weise wurde er „Stadt pensionär“. Ein Spital gab es nicht; zusammen mit einem andern alten Kerl wurde er an den Mindestfordernden versteigert. Maurermeister Haase erhielt den Zuschlag. Er hatte auf seinem Hof eine Bude stehen, die kein Mensch mieten wollte, die also gerade für die Aermsten der Armen paßte. Auch die Verpflegung übernahm er. Viel mehr als Brot und Suppe konnte er allerdings für das Geld nicht liefern.

Da hatte der alte Winiedi — „Wojzciech hü!“ — also mit seinem taperigen Genossen Michael Heise schon drei Jahre gewohnt. Michael war bereits etwas schwachsinzig. Er sprach nur noch wenig. Bloß wenn dreimal am Tag das Essen kam, lachte er vor sich hin. Selbst die dürftigste Wasser-suppe begrüßte er mit diesem wohlgefalligen Lachen.

Winiedi jedoch hatte seine Sinne noch ordentlich beisammen, und bei dem unthätigen, grauslichen Leben wurde er ein erbitterter Rädler. Vor sich hinkreisend schob er durch die Straßen, musterte alle Menschen mit bösen und mißtrauischen Blicken und sog, da er nur selten ein erträgliches Stummelchen fand, fast immer an der kalten Pfeife. Es war sein größter Jörn und Gram, daß er niemals mehr ein bißchen Geld in der Hand hatte, um sich ein wenig Tabak für die Pfeife, einen lüthen Schnaps zur Auf-frischung, einen Zipfel Wurst zum trockenen Brot kaufen zu können. Aber man konnte sätlich von der Stadt nicht verlangen, daß

sie für solche Luxusbedürfnisse sorgte. Zwar hätte man nichts dawider gehabt, wenn der Alte als Ortsarmer am dafür bestimmten Freitag gebettelt hätte. Doch es widerstrebte ihm, und er hätte mit seiner finsternen Miene und seinem ewigen Gebrumme auch sowieso nichts bekommen. So gab er sich erst gar keine Mühe, und die Stadt war sich darüber einig, daß er zu allem übrigen auch noch ein undankbarer, störriger und seltsamer Patron sei.

In einem Morgen vor Pfingsten war „Wojzciech hü“ nun wieder stöhnend, keifend und fluchend aus dem harten Bett getrocken, wie er es an jedem neuen Tage tat. Er ärgerte sich schon, wenn er das Licht sah und schimpfte gotteslästerlich, daß er die Nacht überlebt hatte. Denn er wußte nicht, was er mit den vier-zehn Stunden, die vor ihm lagen, beginnen sollte. Außerdem kam jetzt bald die schlimmste Zeit des Jahres mit Schützenfesten, Jahr-märkten und Volksbelustigungen. Da hatte er früher wohl ver-nügt mitgemacht und fraß jetzt doppelten Grimm in sich hinein, wenn er von weitem Musik und Gejacht hörte. Ohne Geld hatte man da nichts zu suchen.

So pfandte er denn den Schlafgenossen Michael Heise, der jelig in die Morgensuppe lachte, böse an, löffelte murrend seinen Teller aus und ging, mit Gott und der Welt zerfallen, ins Freie. Es war ein schöner Tag, und nach einigem ziellosen Umherstreifen landete der alte Winiedi wie gewöhnlich am Schweinemarkt. Hier legte er sich auf einen der abgeplatteten Steine. Durch den eisernen Ring, der in die Vorderseite des Steines eingelassen war und der zum Anketten des aufgetriebenen Viehes diente, schob er seinen Stock, und dann saß er maulend, murrend, an der kalten Pfeife saugend in der Sonne. Da gestern Markt gewesen war, sah der Platz heute noch zerwühlt und vertreten aus. Das war ein Grund zu neuem Ärger, man konnte auf die Stadtverwaltung schimpfen und dadurch wieder eine halbe Stunde dieses ziel- und sinnlosen Lebens torischlagen.

Plötzlich nahm Wojzciech hü die Pfeife aus dem Munde und sah nach links hinüber. Die Sonne war höher gestiegen; da blühte etwas auf, ein strahlendes Fünkchen, mitten aus Staub und Dreck. Zehn Minuten starrte er daraufhin hin. Dann zog er ächzend den Stock aus dem Ring, taperte ein paar Schritte vorwärts und stocherte im Boden herum.

Was er mit einem Male erschraf. Jesus Maria, was war das? Gab in die Erde getreten, nur mit einem feinen Rand hervor-sehend, den die Sonne hatte ausblitzen lassen, lag da etwas Gold-nes, Blanles. Er hob es auf, er besah es, er besühlte es — kein Zweifel: ein Zwanzigmarkstück! Einer der zum Markt gekommenen Händler oder Bauern mochte es gestern verloren haben.

Die Knie begannen dem Alten zu zittern. Er lachte blöde, schüttelte den Kopf und ging zu seinem Stein zurück, das Goldstück krampfhaft in die Hand pressend. Es war ihm, als hätte er einen Schlag vor dem Schädel bekommen, mit solcher Gewalt setzte das Neue, Unfassbare ihm zu. Alles drehte sich ihm im Kopfe. Doch dann, mit einem Male, sah er sich scheu um und humpelte mit äußerster Schnelligkeit davon, gerade als hätte er Furcht, der Ver-lierer könnte plötzlich auftauchen und ihm den Schatz abjagen. Er mußte sich erst daran gewöhnen, mußte überlegen, was nun ge-schehen sollte, mußte sich einen Plan machen.

Draußen auf den Wiesen, wo ihm nur die liebe Sonne zusah, prüfte er die Doppelkrone noch einmal genau und knotete sie dann in das rote Schnupftuch, auf dem der Dom zu Gnesen abgebildet war. Ein paar Tage schleppte er sich noch voll geheimer Unruhe umher, horchte, fuhr des Nachts auf und griff in die Tasche. Aber niemand schien etwas verloren zu haben. Und da kam eine un-sinnige Freude über den Alten, eine kindliche Seligkeit.

Morgens, wenn er aufwachte, wollte er wie gewöhnlich zu knurren und zu schelten beginnen; doch kaum hatte er den Mund aufgemacht, so fiel ihm sein Schatz ein. Da schmunzelte er und sprang fix wie ein Junger aus den Federn. Gar nicht schnell genug konnte er angezogen sein. Der Tag war nicht mehr lang und lang-weilig wie früher: Tausendfaches gab es zu besorgen und zu über-legen.

Quers! was konnte er sich für das Geld am besten kaufen? Er konnte zum Schlächter gehen und ganze Schinken und Würste mit nach Hause bringen.

Sein Gesicht verklärte sich bei dem Gedanken, und er schludte das trockene Brot, als wäre es mit den zartesten und saftigsten Scheiben belegt.

Oder er konnte die Zigarrengeschäfte besuchen und sich ganze Rollen Tabak aufhäufen.

Strahlend zog er bei diesem Gedanken an der kalten Pfeife. Oder er konnte Moische Ziegel beehren und sich die herrlichsten Schnäpse zu Gemüte führen — schon im Vorgeschnack drückte man selig die Augen zu.

Gar nicht davon zu reden, daß man nun, als wohlhabender Mann, Jahrmarkt und Schützenfest besuchen, daß man daran denken konnte, sich einen warmen Rod für den Winter zu kaufen.

Was er auch sah, alles schien nur auf ihn zu warten, schien ihn zärtlich zu bedrängen: Nimm mich, kauf mich! Wie ein Mil-lionär kam er sich vor. Und als Michael Heise sein wunderliches Lachen zur Begrüßung der Abend-suppe anschlug, schimpfte er nicht wie sonst, sondern er lachte unwillkürlich mit. Es klang noch rauh und unsicher, als hätte er es zu lange verlernt, aber seinem Schlaf-kollegen wollte der Witsen im Munde steckenbleiben.

„Wojzciech hü“, lachte! „Wojzciech hü!“ knurrte und murrte nicht.

Ueberhaupt: er wurde ein ganz neuer Mensch. Wieder gemüthlich und vergnügt wie damals, als er ein junger Gefelle gewesen war. Ewig hatte er etwas vor, hatte hundert Pläne und Ziele, sprach von wichtigen Gängen und Entscheidungen.

Denn ehe er sein Geld anlegte — das letzte große Geld, das er vor seinem Tode wohl besitzen würde —, wollte er natürlich ganz besonders prüfen. Für das Goldstück hier mußte was Extrafeines herauspringen. Nichts war ihm eigentlich schön genug dafür. Aber er hatte ja auch Zeit, er konnte ja wählen.

So ging er in die Geschäfte. Erst studierte er die Auslagen. Da hatte der Pan Cybyski einen prachtvollen Tabak im Schaufenster. Das wäre was! Und er trat vom linken auf den rechten Fuß, rechnete und konnte sich nicht losreißen.

„Na, Wojciech,“ fragte der Zigarrenhändler und trat vor die Tür, „gute Ware, was?“

Man plauderte hin und und her, bis der alte Winiecki sich einen Mund gab.

„Wieviel Tabak, Pan Cybyski, krieg' ich von der Sorte da für zwanzig Mark?“

Der andere schien nicht recht gehört zu haben. Wie? Was? Für zwanzig Mark? Und er legte gutmüthig lachend ein paar Rollen übereinander. „Den ganzen Haufen, Alterchen, und ein paar Zigarren gibts noch dazu!“

Die Augen strahlten. Sehnsüchtig hingen sie an den Schätzen. In schweren Seelenkämpfen stand „Wojciech hü“ da. Er sah schon nach dem vernoteten Goldstück.

Aber man soll nichts übereilen. „Ich hol' mir das da vielleicht nächstens,“ sagte er würdevoll. „Wenn er gut schmeckt, könnte man sich's überlegen.“

Da wollte sich der Pan Cybyski tollachen. „Großartig!“ schrie er, „nun seht doch bloß einer den Pensionär an! Belieben Euer Hochwohlgeboren eine Probe anzunehmen?“

Und er steckte ihm noch immer lachend ein Stück Rolltabak und zwei Zigarren in die Tasche.

Selig sah der Greis kurz darauf am Schweinemarkt auf dem Stein und rauchte. Er rauchte nicht mehr kalt, er blies richtige schöne bläuliche Wolken in die Höhe. Immer, wenn ihm der Duft in die Nase stieg, ging ein strahlender Schein über sein verwiltertes Gesicht. Nun hatte er bei sparsamem Gebrauch für drei Tage Rauchvorrat. . . i, nun dachte er natürlich vorläufig gar nicht daran, sich für sein Geld Tabak zu kaufen! Das, was man nicht besaß, reizte immer am meisten.

„Wenn wir hier 'n Ende Wurst zu hätten, Heise,“ sagte er also abends, während er den Brotkanten bearbeitete, „das wäre 'n feines Futter! Na, wollen mal sehn . . . wollen mal sehn!“

Aber der Fleischermeister Hoppe, in dessen Laden er tags darauf trat, war ein Grobian oder tat wenigstens so. . . „Hier wird nicht gegeben,“ schrie er den alten Kerl an und stellte sich breitbeinig in der weißen Schürze vor den Ladentisch.

Da jedoch wurde Wojciech wütend. Ob er denn gebettelt habe? Ob man so Kunden behandle? Noch dazu Kunden, von denen man nicht wisse, ob sie nicht den halben Laden aufkaufen wollten! Pfiakrew, das wäre ja noch schöner!

„Nu, nu, mach man keine Zicken, Winiecki,“ entschuldigte sich der Meister. „Was willst denn haben?“

Es kam auch wirklich beinahe so weit, daß der Alte einen herrlichen Schinken gekauft hätte. Aber auch eine feste rote Wurst stach ihm in die Augen.

„Ich will doch mal 'n Heise fragen, was er lieber ißt,“ sagte er zum Schluß und steckte das Schnupftuch wieder ein. „Die Wurst scheint ja gut zu sein, aber der Wyrimba drüben hat auch so 'ne ähnliche im Schaufenster hängen.“

„Und da meinst, die is besser?“ schrie der in seiner Ehre gekränkte Schlächter. „Nu tu mir den einzigen Gefallen und geh rüber. Kauf se mal . . . hier, ich geb' Dir extra zwanzig Pfennig . . . und dann sieh mal, ob sie so fest ist wie meine.“

Damit schnitt er ein Stück von der Wurst ab und hielt es ihm hin. „Ueber den Schinken können wir ja später sprechen!“

Wie ein Kohlen jagte „Wojciech hü“ nach Hause. Dem Michael Heise lief beim Lachen das Wasser aus dem Runde, als die beiden Wurstspitzel zum Vorschein kamen. Es wurde mit Messen und Sorgfalt geprobt, ohne daß man zu einer Entscheidung kam.

Jetzt, dachte der Alte, müßte man einen Magenwärmer draufsetzen . . . ein Schnapschen, das Feuer in sich hat. Ob es bei Moische Ziegel für zwanzig Mark am Ende ein ganzes Faß Kornbranntwein gab?

Die Vorstellung berauschte ihn so, daß er zu singen anhub. Und gleich am nächsten Morgen war er bei Moische Ziegel. Ein ganzes Faß war teuer; Moische gab auch keine Kostproben, aber ein paar Fuhrleute, die sich die Klatschen füllen ließen, spendierten ein Gläschen zum Abgenöthnen. Gott im Himmel, wie gute Menschen lebten auf der Welt! Er hatte das bisher gar nicht empfunden! Das Herz wurde ihm warm vor Dankbarkeit und Nahrung. Allen Leuten hätte er Liebe erzeigen mögen.

Und er ging durch die Straßen, lachte jeden an, grüßte. Er sah auf dem Stein am Schweinemarkt und blieb sitzen, auch wenn Viehmarkt war. Denn schließlich . . . ein hübsches, rundes Ferkel zu kaufen . . . das wäre die schlechteste Idee noch lange nicht. Die Bauern baten ihn oft, wenn sie selbst in die Schenke gingen, auf das Vieh achtzugeben, und wenn sie wiederkamen, drückten sie ihm ein oder zwei Groschen in die Hand. Oder die Händler, erregt von

Pferdekauf, ließen sich ein Glas Bier von ihm rüberholen, wobei er natürlich für sich eins mitbringen mußte. Wenn kein Markttag war, prüfte er in den Geschäften Waren. Das eingewickelte Goldstück gab ihm Kraft und Sicherheit. Es machte ihn frei; es wirkte durch sein bloßes Dasein wie eine geheime Macht. Früher hätte er sich in die Läden überhaupt nicht hineingetraut: als Bettler hätte man ihn hinausjagen können. Heute konnte er auf den Tisch hauen und, wenn's drauf und dran kam, bezahlen. Wie ein Kapitalist ging er herum, wie ein Millionär fühlte er sich, der sich keinen Wunsch zu versagen brauchte. Allein 51 Kneipen und Destillen zählte die Stadt, etwa 30 Zigarrengeschäfte und zehn Fleischläden — ungerchnet die Kolonialwarenhandlungen und dergleichen! Da man doch die Markt- und Feiertage abrechnen mußte, verging eine kleine Ewigkeit, ehe man da überall herum war! Auch die ganze Festwoche nach Pfingsten schob sich dazwischen; da war Lärm und Trubel und Fröhlichkeit auf allen Gassen. Mitten im stärksten Strom aber schwamm der alte Winiecki. Vor dem „billigen Mann“ wollte er sich tollachen; vor dem Zirkus, vor dem der Clown Grimassen schnitt, stand er stundenlang; in die Menagerie nahm ihn ein Nachbar mit. Und weil er sich so freute, freuten sich auch die Menschen an ihm und sagten ihm guten Tag und guten Weg, luden ihn ein und machten mit ihm ein Bißchen. Ja, selbst mit einem kleinen Käuslein kam er eines Abends nach Hause, und niemals als Dreißig- und Vierzigjähriger hatte er sich so amüsiert wie jetzt als Siebziger.

Als er einst wieder auf dem Stein saß, fiel ihm der schwere Gedanke an, daß dies alles am Ende nicht mit rechten Dingen zugehe. In fast ehrfürchtiger Scheu betastete er das Goldstück. Seit er es in der Tasche hatte, brauchte er keinen Pfennig auszugeben, und wie von selbst strömte alles Gute ihm zu. Das war keine gewöhnliche Doppelkrone: das war Hedgeld, das war ein Tischlein ded dich!, das war ein unerschöpflicher Schatz. Und in überströmender Dankbarkeit, vielleicht auch, um auf alle Fälle seine unsterbliche Seele zu salbieren, ging er jetzt öfters zur Kirche und warf hier und da einen Groschen, den er geschenkt erhalten hatte, wie eine Abgabe in die Opferbüchse. Als dies einmal Propst Rajewski sah, wurde er von tiefer Nührung ergriffen. Vor der ganzen Gemeinde pries er, als er über das Sägen des der Witwe predigte, die Opfergabe des Armen und Alten; er nannte keinen Namen, aber jeder wußte, wer gemeint war. Und er ließ „Wojciech hü“ zu sich kommen, schenkte ihm warme Kleidung für den Winter, ordnete ein für allemal an, daß die Propstei küche ihm allsonntäglich einen Topf guten Essens lieferte, und wollte auch noch mit dem Bürgermeister und mit wohlthätigen Einwohnern reden.

Es war beinahe zu viel. Es war märchenhaft. Wie in einem Traume schritt der Greis dahin. Er brauchte nicht mal die Hand auszustrecken, und er hatte schon alles, was er nur wünschen konnte: gutes Essen und warme Kleidung, Tabak und Geld und alles mögliche. Das reine Salsaraffenseben führten sie in der Hofbude des Maurermeisters. Michael Heise lachte den ganzen Tag.

Gegen Ausgang des Winters erkälte sich der alte Winiecki und wurde nach einigen Tagen bettlägerig. Er hatte die beste Pflege, nichts ging ihm ab. Selig lächelnd lag er da, in den verwilterten Händen das rote Schnupftuch. Neunundsechzig Jahre voll Not und Mühe waren vergessen, wie ausgelöscht — leuchtend und herrlich dagegen stand das letzte Jahr vor ihm, und immer von neuem stammelte er: „Welch ein glückliches Leben habe ich geführt!“

Sein Nachlaß fiel an die Stadt, und zu allgemeinem Erstaunen fand man im vernoteten Taschentuch auch das Zwanzigmarkstück. Es wurde der Gemeindefasse einberleibt, doch da es dort nur eins unter vielen war, verlor es wohl seine heimlichen Gaben und Kräfte. Wenigstens ist nichts davon bekannt geworden, daß es weiter „geheht“ hätte.

Die Erziehung der Erzieher.

(Ein Besuch im Institut J. J. Rousseau in Genf.)

„Nichts zu suchen war mein Sinn“. Ich schlenderte planlos durch die Straßen des schönen, ehemals so revolutionären Genf, als mein Blick zufällig auf ein interessantes Haus fiel, dessen Toreingang die Inschrift trug: „Ecole des Sciences de l'Education, Institut J. J. Rousseau“. Eine Schule der Erziehungswissenschaften — so etwas schien mir ganz neu, weshalb ich, getreu meinem Grundsatz, an nichts Interessantem vorüberzugehen, eintrat und um die Erlaubnis bat, die Schule zu besichtigen. Mit echt französischer Höflichkeit brachte mich der Bedell zu einem der Leiter der Schule, Monsieur Directeur Prof. Dr. Claparède, der mich bereitwilligst führte und meine Neugierde vollauf befriedigte. Und zwar, ohne daß er vorher nach „Name und Art“, noch daß er gefragt, woher ich kam, der Fahrt — ihm genügte, daß mich der Name Rousseaus „angelockt“ hatte, vielleicht auch, daß ich gesagt, wie sehr wir Deutschen in Rousseau den Propheten der Freiheit und Verkünder der Menschenrechte ehren.

Von Herrn Claparède erfuhr ich nun folgendes: Das Institut ist erst wenige Monate alt. Es wurde gegründet aus Anlaß der 200 jährigen Wiederkehr von Rousseaus Geburtstag und in diesem Winter eröffnet. Ihr Hauptzweck ist: Die Erziehung der Erzieher.

Nicht im Sinne der bisherigen Seminare oder Hochschulen, sondern getreu den Grundfäden Rousseaus mit seiner Betonung der „Reform vom Kinde aus“. Schon das besagt, daß Bürokratismus und Orthodogie, daß das ekle Placatmännertum preußisch-deutscher Seminare in diesen engen Räumen der französischen Aufklärung keinen Platz hat.

Die Lehrer selbst und ihre Klagen über die bisherigen Mängel ihrer Vorbildung haben den Anlaß zur Errichtung des Hauses gegeben. Auf den Lehrerkonferenzen sei wiederholt gesagt worden: „Die Volksschule macht zurzeit eine Krisis durch. Der scholastische Geist steht zum wissenschaftlichen und industriellen Fortschritt im Widerspruch. Man hat uns das Lehren nicht gelehrt! Wir suchten und tasteten; die Vorbereitung der Lehrerschaft aber blieb ungenügend. Wieviel Erfahrungen machen wir auf Kosten der Kinder!“ Die tägliche Praxis der Erziehung sei noch größtenteils im Widerspruch mit den als richtig erkannten, auf der Experimentalpsychologie aufgebauten Grundfäden usw. Und nun zählt mir zum Beweise mein lebenswüthiger Führer mit echt romanischer Lebhaftigkeit eine ganze Fülle von Beispielen an: Geschichte und Geographie sind im Unterricht meist ein fruchtloses Anhäufen von Namen und Daten in dem müden und schwachen Gehirn der Kinder, die sie bald vergessen. Der Unterricht in der Muttersprache unterbricht durch das Einpausen der Grammatik im siebenten Jahre (in der Schweiz gehen die Kinder erst vom siebenten Jahre ab in die Schule r. a.) eine gesunde fortschreitende Entwicklung, die den Sitz der Gehirnoperationen verschiebt und aus der sprachlichen Entfaltung, die die Natur selbst besorgt, ein buchmähiges Memorieren macht, das als widernatürliche und unzeitgemäße Unterbrechung der vom Kinde geleisteten Geistesarbeit bezeichnet werden muß. Das gleiche gilt für den Zeichenunterricht, den man dem Kinde verleiht, indem man es Dinge zeichnen läßt, die seiner natürlichen Lust widersprechen und seiner naiven Auffassung fremd sind. U. a. m.

Mittels eines reichen Materials, das den Lernenden zur Verfügung gestellt wird, soll nun vor allem auf eine Schulung der erzieherischen Fähigkeiten gesehen werden. Das Mißtrauen vieler Lehrer gegen das pädagogische Experiment soll gehoben werden, denn die moderne Experimentalpsychologie sei eine bessere, wissenschaftlichere Grundlage als die Behandlung der Pädagogik als ausschließlich philosophische Disziplin. Aber das Experimentieren muß gelernt sein. „Der Schüler unseres Instituts soll vor dem Hochmut bewahrt bleiben, dem man in Lehrertreuen so oft begegnet und der sich zu einer abergläubischen Verehrung der Wissenschaft auswächst.“

Aber darüber hinaus will das Institut viel mehr. Es will ein Zentrum der Propaganda sein. „Wir wollen“, sagt Professor Claparede, „überhaupt in der Familie, in Handel und Industrie, im öffentlichen Leben dem Recht des Kindes zur Anerkennung verhelfen: Recht auf gesunde Nahrung, auf Reinlichkeit, auf Schlaf, auf Spiel, auf Gesundheit, auf die seiner körperlichen und geistigen Entwicklung unentbehrliche Freiheit. Eine Erziehungsanstalt darf diese wichtigen, sozialen und humanitären Fragen nicht außer acht lassen. Wir müssen Mittel und Wege finden, die öffentliche Meinung zu überzeugen, sie durch Vorträge zu belehren, die Aufmerksamkeit der Behörden auf diese oder jene Maßregel zu lenken und ihnen bei der Erfüllung ihrer Aufgaben behilflich zu sein.“

Dem Recht des Kindes zur Anerkennung zu verhelfen — diese schönen Worte tönten mir noch lange im Ohre. Im Geiste dachte ich an die Erzählung der Lehrer in Dispreußen, Schlesien, Saarabien und all der anderen Stätten des verbohrtten Rudertums, wo Bürokratie und Orthodogie, die Todfeinde kraftvollen Lebens, das Regiment führen, wo in den Lehrzimmern die Nüchternheit modert und das Placatmännertum klumpert, wo sich die Anmaßung der Fragelehrer preist. Nein, in diesen engen Räumen — die übrigens allen Nationen offen stehen — spult nicht der Geist der uralten Weltanschauung, auf diesen eleganten Korridoren klappert nicht der Schematismus mit dem Korporalstode, in diesen Schulzimmern gähnt nicht die Dede und lahle Nacktheit der Kasernen, hier schweht nicht durch das Gebäude die muffige Stidluft Nöfteklicher Frömmel. Aber dafür werden aus diesem Hause tüchtige Erzieher (das ist etwas mehr als Lehrer) hervorgehen, die sich nicht erst mühselig durchdringen müssen zur Erkenntnis ihrer Aufgaben, die nicht auf dem Niveau der Halbgebildeten stehen bleiben, die nicht aufgewachsen sind in der widernatürlichen Möncherei des slavischen Internats, wie es in Preußen üblich ist. Wahrlich diese Schule der Erziehung der Erzieher ist das schönste Denkmal, das dem Reformator und Revolutionär Rousseau aus Genf gesetzt werden konnte!

Daneben ist dieses Institut eine Art Informationsbureau mit eigener Zeitung (zur Fragebeantwortung usw.), Bibliothek, Zeitschriftenaal, Schulmuseum (angefüllt mit alten Schulbüchern aller Länder) usw. Es werden pädagogische und medizinische Vorträge abgehalten, Gutachten abgegeben für Behörden, Private, Vereine u. a. m. Und jeder, der will und etwas kann, wird als Schüler aufgenommen! Ohne Anweisung und Prüfung! Nur 18 Jahre muß man alt sein, und ein Minimum von Allgemeinbildung aufzuweisen können. Die Kollegengelder betragen 285 Fr. pro Jahr. Als Schüler sind gedacht Studenten, Lehrer jeden Grades, Erzieher und Erzieherinnen, die ins Ausland wollen oder von dort herkommen usw. Die Arbeit zerfällt, wie hier für unsere parteigenössischen Fachmänner hinzugefügt sein mag, in Seminarübungen, Experimente, Diskussionen, Berantw. Redakteur: Alfred Wielepp, Neufölln. — Druck u. Verlag:

Schulreisen, Vortragsferien von Spezialisten usw. Der Unterrichtsplan für 1918 zerfällt z. B. in drei Gruppen: Kind, Unterricht, Erziehung. In der Gruppe Erziehung weist der Plan folgendes auf: Eitliche Erziehung (Natur, Nahrung, Spiel und Sport, Handarbeit, Ästhetisches, Koedukation, Selbsterziehung, Strafe, Verlohnung, Moralstunden, Bürgerkunde, sexuelle Erziehung usw.); ferner: Psychische Energie; jugendliches Verbrechen; Psychoanalyse; Geschichte und Philosophie der großen Erzieher; Eugenik; Soziologie und Schule, pädagogische Tagesfragen. Als Dozenten amtierende Professoren der Universitäten Genf, Lausanne und Neuchâtel, die für besondere Fragen hervorragende Spezialisten hinzuziehen.

Schon diese kurzen Andeutungen beweisen, daß die Gründer dieser Schule wahr gemacht haben, was der große Pestalozzi vor über 100 Jahren gesagt hat: „Es ist notwendig, daß der öffentliche und allgemeine Schultwagen nicht bloß besser angezogen werden muß, er muß vielmehr umgekehrt und auf eine ganz neue Straße gebracht werden!“ R. A.

Kleines feuilleton.

Der Heringsfang im Jahre 1912. Es ist ein schlimmes Zusammenreffen, daß gleichzeitig mit der Fleischnöcherung im letzten Jahr auch eine starke Verminderung des Ertrages der deutschen Heringsfischerei eingetreten ist, die selbstverständlich auch eine Steigerung der Preise des für die Volksernährung wichtigsten Fisches herbeigeführt hat. Während 1910 über 500 000 und 1911 immerhin 417 000 Kantjes gefangen wurden, ging deren Zahl im letzten Jahr auf nicht ganz 300 000 zurück, und dementsprechend die Zahl der in den Handel gebrachten Fässer von 382 000 auf 300 000. Wenn der Erlös der Heringsfischerei nur von 10,9 auf 8,4 Millionen Mark gesunken ist, so bezeugt das eben die Erhöhung der Preise. Dabei ist noch in Anschlag zu bringen, daß die Benutzung von Motorzügen in der Fischerei während der letzten beiden Jahre reichend zugenommen hat, so daß die Voraussetzungen für einen guten Fang sich verbessert haben. Das Eindringen des Motors in die Seefischerei ist in noch viel höherem Maße bei den Dorschfängen im Gebiet der Lofoten zu beobachten gewesen. Erfreulich sind die Erfolge, die in den letzten Monaten mit dem Sprottenfang in der Kieler Förde und in der Bucht von Edernförde erzielt wurden. Vom 1. September bis Ende Januar sollen die Fänge in der Edernförder Bucht nach der Schätzung von Fachleuten einen Wert von rund 1 Million Mark gehabt haben. In der Kieler Bucht hat der Ertrag namentlich im Januar zugenommen. Vielfach weisen die Schwärme von Möben und anderen Seebögeln, die den kleinen Fischen nachstellen, den Fischerbooten den Weg. Uebrigens hat sich auch in dieser Fischerei die Ueberlegenheit der Motorboote bewährt, die schneller zu arbeiten und bei jedem Wetter standzuhalten vermögen.

Medizinisches.

Die Chemie des Gehirns. Die Zaubermacht der Chemie vermag wenigstens vorläufig noch überall dort, wo es sich um die Aufklärung von Lebensvorgängen handelt. Wenn es auch seine Berechtigung haben mag, von dieser Wissenschaft selbst auf diesem schwierigsten Gebiet die größten Entdeckungen und schließlich vielleicht sogar die Erklärung des Lebens selbst zu erwarten, so ist sie gegenwärtig von diesem Ziel immer noch weit entfernt. Sie arbeitet aber mit dem größten Eifer in dieser Richtung und bringt fast täglich neue Leistungen hervor, die als erstaunliche Fortschritte geschätzt werden müssen. Auch die Medizin kann die Unterstützung der Chemie gar nicht mehr entbehren und bezieht von ihr Vorteile, die sie von anderer Seite nicht zu erwarten hätte. Ein Beispiel dafür aus der neuesten Zeit ist die Chemie des Gehirns. Früher war auf diesem Gebiet nicht viel zu erreichen gewesen, während man jetzt dazu gekommen ist, die Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung beim gesunden und beim kranken Gehirn zu studieren. Vorläufig ist man freilich noch nicht soweit, daß man die Beziehungen zwischen einer Erkrankung des Gehirns und seiner chemischen Veränderung angeben könnte, aber die Chemie des Nervensystems, die sich mehr und mehr zu einem besonderen Forschungsgebiet auswächst, wird das Ideal dieser Erkenntnis vielleicht bald erreichen. Zuerst hatte Dr. Wademar Koch bestimmte Abweichungen in der Zusammensetzung des Gehirns bei der Geisteskrankheit nachgewiesen, die man als Frühwahnsinn (dementia praecox) bezeichnet, und nunmehr haben die beiden italienischen Forscher Carbone und Pighini in der biochemischen Zeitschrift auch bei Fällen fortschreitender Lähmung chemische Veränderungen des Gehirns festgestellt. Namentlich zeigte sich der Wassergehalt vermehrt und das Normalverhältnis der wichtigen Lipide gestört. Besonders auffällig scheint bei dieser Krankheit eine Abnahme gewisser Phosphorverbindungen zu sein, und es entzieht nach der Auffassung der Forscher eine Art von fettiger Entartung des Gehirns. Obgleich man sich hüten wird, vorzeitige Schlussfolgerungen aus diesen Ermittlungen zu ziehen, so stellen sie doch jedenfalls einen wichtigen Fortschritt in der chemischen Erforschung von Geisteskrankheiten dar.

Vornwärts Buchdruckerei u. Verlaganstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.